

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Die Quitzows und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollerschen Regenten

Klöden, Karl Friedrich von

Berlin, 1890

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-1680

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Unterdessen war Johann von Duitzow mit seinem vieljährigen Freunde Kuno von Wolffen auf dem Schlosse Grabow im Magdeburgischen in Streit geraten. Was die Ursache desselben gewesen, ist unbekannt geblieben, am wahrscheinlichsten aber dürfte folgendes sein.

Wir haben schon darauf aufmerksam gemacht, daß Johann von Duitzow seine Politik in Bezug auf Brandenburg geändert hatte seit der Zeit, wo sein Vetter Henning von Bredow Bischof geworden war. Es lag ihm daran, mit der Stadt in Frieden zu leben, weil er ein Bündnis mit dem Bischofe wünschte, denn für seine Pläne konnte dies wichtiger werden, als das mit den Magdeburgischen Vasallen. Darum hatte er es auch abgelehnt, mit den Magdeburgern diesmal in ihrer Fehde gegen Brandenburg gemeinschaftliche Sache zu machen. Um so heftiger empörte es ihn, als er zu bemerken glaubte, daß die Brandenburger heimtückisch gegen ihn handelten. Als sich das Mißverständnis aufklärte, bot er Alt-Brandenburg gern die Hand zum Frieden, wenn er auch dessen Streit mit Neu-Brandenburg nicht ungerne sah, denn genau genommen konnte er die Brandenburger so wenig leiden als sie ihn. Sein offenes Hinneigen zur Stadt und zum Bischofe hatte natürlich seine Verbindung mit den Magdeburgischen Vasallen gelockert; Kuno von Wolffen scheint einer von denen gewesen zu sein, auf welche die Brandenburger warteten, da sie Duitzows Leute für ihre Feinde ansahen. So wurde er ohne sein Wissen die unschuldige Ursache des unangenehmen Zwistes mit Brandenburg. Kuno hat dagegen wohl ohne Zweifel es den Duitzow fühlen lassen, daß er wankelmütig geworden und von dem Bunde gegen Brandenburg abgesprungen sei. Zwei Hitzköpfe dieser Art brauchten keine andere Veranlassung, als eine solche; sie genügte vollkommen, um ihre Freundschaft in offene Feindschaft umzuwandeln. Ihre Gemüter entbrannten gegen einander in Haß und sie sagten sich den Frieden ab. Dies geschah anfangs Juli.

Johann ließ seine Leute sich rüsten und aufsitzen. Auf dem gewohnten Wege über Genthin und Parchen konnte er nicht ziehen, weil

ihm das Schloß Barchen nicht offen war, das der Lüderitz inne hatte. Er beschloß daher, sich Grabow und den übrigen Besitzungen Kunos von Wolffen, Piezpuhl, Ziegeldorf u. auf einem andern Wege zu nähern und das Finerbruch, eine öde, höchst wüste Wildnis von ansehnlichem Flächeninhalte, die wegen ihrer sumpfigen Beschaffenheit nicht zu passieren war, zu umgehen*). So zog er nach Süden über Wusterwitz, Biesen, Böcke, Glienicke, Steinberg, Buckau gegen Gloina, ein Dorf westlich von dem Städtchen Görzke, auf einer hohen Fläche am Rande der sogenannten blachen Haide, auf der Wasserscheide, welche die Gebiete der Elbe und Havel trennt, gelegen. Der Horizont dehnt sich auf dieser Höhe nach allen Seiten ungemein aus, denn über die entfernt liegenden Wälder vermag das Auge hinwegzusehen.

Bis hierher war Kuno von Wolffen mit seinen Leuten dem Quißow entgegengekommen, da er nicht Lust hatte, ihn ungehindert bis zu seinen Gütern heranrücken zu lassen. Er stand in einer Schlucht versteckt, welche sich eine gute Viertelmeile nordwestlich vom Dorfe Gloina**) gegen Dörnitz und weiter hinzieht, in welcher an einem Bache die Ruth- und die Klingemühle liegen. Als Johann sich mit seinem Haufen dieser Gegend näherte, brach Wolffen unvermutet hervor und stürzte sich auf die Quißows, welche, überrascht, anfangs in ziemliche Unordnung geriethen und mehrere Menschen einbüßten. Aber bald hatten sie die nötige Fassung erhalten und drangen herzhast in die Feinde ein. Johann von Quißow hatte mit großer Tapferkeit persönlich einem ganzen Haufen der Feinde, unterstützt von einigen Knappen, Widerstand geleistet und dadurch seinen Leuten Zeit und Lust verschafft, die ihn nun aus der umringenden Masse der Feinde heraushieben. Eben kam Johann wieder ein wenig zu Atem, und schlug das Visier in die Höhe. Da stürzte Kuno von Wolffen mit seinem Streithengste an ihm vorüber und rief ihm zu: Wahre dich, Johann von Quißow, du hast es mit mir zu thun! Johann zog sein Roß zurück, sein Gegner warf das seinige herum und legte die Lanze ein. Johann ergriff rasch die seinige, setzte sich fest und senkte sie. So stürzten beide einander mit voller Wut auf etwa 20 Schritte entgegen. Der Stoß war furchtbar. Johanns Lanze glitt an dem Harnische seines Gegners in die Höhe, fuhr ihm unter die Halsberge und mitten durch den Hals. Kunos Lanze zersplitterte an dem Harnisch, das abgebrochene Ende fuhr aufwärts, und die Lanzen- spitze drang gerade in Johanns linkes Auge, denn er hatte nicht Zeit

*) Klöden, Beiträge zur mineral. und geognost. Kenntniss der Mark. St. VIII. S. 29

**) Angelus, Ann. march. S. 183 schreibt den Namen unrichtig Glyn. Es hieß in den frühesten Zeiten Dulgeß. Gercken, Stiftshistorie von Brandenburg S. 377. 389.

gehabt, das Visier herunterzuschlagen. Beide Gegner sanken vom Pferde, aber Kuno von Wolffen war tödtlich getroffen und starb nach einigen Minuten. Johanns Auge war unwiederbringlich verloren.

Obgleich die Leute das Gefecht noch fortsetzten, so wurde es doch bald beendigt, als die Magdeburgischen den Tod ihres Heerführers erfuhren. Sie flohen und ließen den Quijowschen Leuten das Feld.

Aber Johann war nicht in der Lage, den Krieg fortzusetzen. Sein Auge wurde so elend verbunden, als es damals in der Regel geschah, und er mußte zuerst an dessen Heilung denken. Ein andermal mehr, sprach er zu seinen Leuten, fürs erste ziehen wir nach Hause.

Johann kam nach Plaue zurück. Agnes war innig betrübt über ihres Mannes Unglück, und Johann suchte sie zu trösten. Das ist nicht anders, sprach er, darin muß sich die Frau eines rittermäßigen Mannes finden und auch du, liebe Agnes, wirst es. Habe ich doch noch ein Auge. Eine Frau von deinem Stande heiratet in der Regel einen ganzen Mann. Nach und nach hackt jede Fehde ein Stückchen mehr von ihm ab und immer weniger kehrt von ihm nach Hause, wenn er heimreitet. Endlich kommt nur noch ein Stückchen von dem Mann wieder. Was thut's, wenn er nur sonst noch ein ganzer Mann ist und ich glaube, ehe das bei mir anders werden sollte, müßte ich sehr klein gehackt werden. Diesmal habe ich Unglück gehabt neben dem Glücke. Ein andermal denke ich, soll's an dem Glück allein genug sein.

Mit der Wundarzneikunde stand es in jener Zeit sehr schlecht. Sie war größtenteils in den Händen höchst unwissender Menschen. Zwar gab es nach damaliger Weise wissenschaftlich gebildete Wundärzte, welche in Salerno, Bologna, Padua, Paris oder Salamanka studiert hatten, den einzigen Orten, wo sich Ärzte bilden konnten. Aber sie lebten nur in den größeren Städten. Den Mönchen war das Kurieren untersagt, weil sie sich dabei verweltlichten und zuviel umherliefen. Es blieben daher nur rohe Stümper übrig, teils solche, welche sich für Wundärzte ausgaben und darauf umher reisten, teils Barbieri, teils alte Weiber. Ein Teil kurierte alle Wunden und Geschwüre ohne Ausnahme durch Breiumschläge und die hierdurch beförderte Eiterung. Ein anderer wusch alle Wunden mit Wein aus, trocknete sie und suchte sie dadurch zu heilen. Ein dritter wandte Pflaster und Salben an. Ein vierter gebrauchte frische Kohlblätter, Öl, Charpie und Wundtränke nebst Steinen und Kräutern, und wandte daneben Gebete und Beschwörungen an*). Ein fünfter verließ sich allein auf die Heiligen, auf Segensprechen, Beschwörungen, Zauberformeln und Besprechen und dies war unstreitig das bequemste; besonders machten alte Weiber gern davon Gebrauch.

*) Möhsen, Gesch. der Wissensch. in der Mark Brandenburg. S. 304.

Johann hatte schon mehrere Tage heftige Schmerzen ausgehalten, als er erfuhr, daß ein fahrender Wundarzt in Brandenburg sein Gerüst aufgeschlagen habe und dort Wunden heile. Er schickte sofort dahin und ließ den Arzt einladen, nach Plaue zu kommen. Dieser hatte großen Zulauf. Sein Gerüst auf dem Markte wurde nie leer, und darum hatte er keine Lust, seine einträgliche Praxis so schnell abzugeben. Er ließ Johann sagen, er möchte sich nur noch ein paar Tage gedulden, dann werde er kommen, denn er sei ohnehin gesonnen, nach Magdeburg zu gehen. — Sein Gerüst, eine Art Plattform, war auf dem Markte aus Brettern aufgeschlagen und mit einem Teppich belegt. Auf einem großen Tische waren seine Salben, Pflaster, Umschläge u. s. f. in Büchsen und Töpfen nebst vielen Amuletten, Ringen, Räuchermitteln und dergleichen zierlich zur Schau gestellt. Auf einem andern Tische lagen seine wundärztlichen Werkzeuge, Sägen, Meißel, Messer, Scheeren zc. ausgebreitet. Stühle verschiedener Art waren bereit gestellt; der in einen langen Talar gekleidete, sehr ernst und gravitatisch aussehende Arzt harrte der etwaigen Liebhaber seiner Kunst, und ein Lustigmacher, der zugleich das Geschäft des Handlangers übernahm, lud, nachdem Trompetenstöße zur Aufmerksamkeit ermahnt hatten, durch gellende Anpreisungen und mit vielen Späßen zur Erprobung der Kunst seines Meisters ein. Auch wurde das Gerüst nicht viel leer. Gab es nichts zu schneiden, so stieg wenigstens jemand die Leiter in die Höhe, um sich einen Zahn ausreißen zu lassen. Der Lustigmacher brachte ihn dann unter vielen Späßen in die dazu erforderliche Stellung auf dem Stuhle, übergab ihn seinem Meister, stellte sich seitwärts und machte allerlei Possen, an welchen sich der Markt nicht minder erfreute, als an den kläglichen Grimassen des Patienten. Der ausgerissene Zahn vermehrte die zur Schau ausgelegten Siegestrophäen des Meisters. Übrigens glaube man nicht, daß nur die Hefe des Volks zu solchem Arzte kam. Auch die wohlhabenderen Stände nahmen seine Hilfe in Anspruch, denn sie hatten keine Wahl, auch fanden sie so wenig als die Frauenzimmer darin etwas Unschickliches. Anstand in unserem Sinne war jener Welt fremd. Sie kannte nur Schicklichkeit gegründet auf Herkommen und Gewohnheit; eine Schicklichkeit, hervorgehend aus der Natur der Verhältnisse, war etwas Unbekanntes. Altgewohnt und wohlhergebracht waren ein Paar Zauberwörter, welche auch dem Widersinnigsten Dasein und Dauer fristeten und es nicht bloß zum Geduldeten, sondern auch zum Schicklichen umstempelten. Wer das Herkommen für sich hatte, konnte sich getrost darauf stützen, denn es adelte sein Thun und verschaffte ihm Anerkennung. Alle Einrichtungen waren darauf gegründet und wurzelten um so fester, je länger sie bestanden hatten. Nur das Neue, Unerhörte, Nichtdagewesene befremdete und man war in

Verlegenheit, wie man es aufnehmen sollte, da von diesem Schritte alle folgenden abhängig waren, welche ihn zur Norm nahmen. Daher die lange Dauer dieses Zustandes der Menschheit, daher die Unveränderlichkeit seiner Formen, die gleichmäßige Verbreitung derselben über ganz Europa. Die Schicklichkeitsregel jener Zeit verlangte, daß jeder sich seinem Stande gemäß benahm, äußerte und gab; die der neuern Zeit verlangt, daß jeder sich außerdem dem Stande des andern gemäß benehme. Darum spricht z. B. bei uns der Vornehme mit dem Geringeren in der Sprache des gemeinen Lebens, während jener sich bemüht, seine Sprache zu steigern. Eine Forderung dieser Art kam zu jenen Zeiten den Leuten so wenig in den Sinn, daß man es nicht einmal wunderbarlich fand, wenn der Geistliche zur christlichen Gemeinde lateinisch redete, ungeachtet sie nichts davon verstand. Der Geistliche hatte seinem Stande gemäß lateinisch gesprochen, und die christliche Gemeinde hatte ihrem Stande gemäß nichts davon verstanden, so hatte jeder seine Schuldigkeit gethan, und alles war in der Ordnung und wohlhergebracht. So wurde denn auch jenes Hinaufsteigen der verschiedensten Personen auf das Gerüst des Arztes ganz natürlich gefunden. Herkommen und Gewohnheit sprachen dafür, außerdem benahm sich der Kranke ganz einem Kranken gemäß, wenn er hinaufstieg und Hülfe suchte. Was hätte man dagegen einwenden können?

Nach drei Tagen kam der Arzt mit seinem Lustigmacher nach Plaue und fing nun an, Johannis Auge unter vielen Schmerzen, welche der Lustigmacher durch Bissen zu besänftigen suchte, zu salben. Er ließ dann einen Topf Salbe da, verordnete, wie es weiter mit dem Verbande gehalten werden sollte und beschrieb dem alten Mütterchen genau, wie sie zu verfahren habe; steckte seine Bezahlung in die Tasche und zog nach Magdeburg.

Johann brachte ziemlich ein Vierteljahr mit der Heilung zu, nämlich vom Juli bis durch den September. Bischof Henning von Bredow zu Brandenburg hatte ihn besucht und zwischen beiden war ein Bündnis verabredet und zu Stande gebracht worden. Johann von Quikow ärgerte sich, daß ihn Herzog Ulrich von Mecklenburg-Stargard, ungeachtet der bestehenden und angekündigten Fehde in Ruhe ließ, obgleich er doch Ursache hatte, die Behandlung seines Bruders zu rächen. Er nahm dies für eine Geringschätzung; außerdem hatten seine Leute nichts zu thun und kamen aus der Übung. So beschloß er denn, gegen den Herzog Ulrich zu ziehen und diesen für seine Versäumnis zu bestrafen, wozu der Bischof von Brandenburg ebenfalls seine Leute gab.

Kaum war er so weit wieder hergestellt, daß er auf dem Pferde sitzen konnte, so brach er, noch mit verbundenem Kopfe, an der Spitze der Seinigen und der bischöflich Brandenburgischen auf, welche letztere

der Hauptmann des Bischofs von Brandenburg, Hans von Hoppenrade, befehligte*). Man ging zuerst nach Böhlow, wo Werner von Holzendorff seinem Freunde das innigste Beileid bezeugte und ihm zugleich die Versicherung gab, daß sein Gefangener, der Herzog Johann, wohl verwahrt in vorgeschriebener Weise behandelt und bereits ziemlich mürbe werde. Von hier zog man über Zehdenick nach Templin. Unfern dieser Stadt überschritt das Heer die Grenze des Herzogtums Mecklenburg-Stargard, und sofort fing man an zu streifen und zu plündern. Man ließ die Stadt Lychen, welche zu Stargard gehörte, seitwärts liegen. Am Montag der Gemeinde-Woche, den 2. Oktober, wurden sie auf der Höhe zwischen Lychen und Rutenberg von dem Herzog Ulrich unvermutet angegriffen und hart bedrängt. Man war auf beiden Seiten ziemlich gleich stark, die Mecklenburger waren durch das Terrain begünstigt. Sie warfen sich eben, als die Ditzowschen in der Einsattelung zwischen zwei Bergen fortzogen, von beiden Seiten der Abhänge auf sie und drängten sie nach dem Wurzelsee. Ihrem ungestümen Andrängen vermochten ihre Feinde nicht zu widerstehen. Ditzows Leute wurden von den Brandenburgern getrennt und Hans von Hoppenrade, der sich bei Johann von Ditzow befand, von den Seinen abgeschnitten, die ohne Befehlshaber sich nicht zu helfen und zu raten wußten und größtenteils in den See gedrängt wurden. Die Hauptmacht warf sich jetzt auf die Ditzowschen Leute. Hans von Hoppenrade wurde von einem Morgensterne so wütend auf den Kopf getroffen, daß die Spitzen durch den Helm in die Hirnschale drangen, und er an Ditzows Seite tot vom Pferde sank. Aber indem Johann den Blick auf ihn wandte, vergaß er, daß er nach links nicht sehen konnte und hier nicht gedeckt war. Er erhielt von dieser Seite einen Stoß, daß er auf der Stelle vom Pferde sank. Zwei feindliche Knechte ergriffen ihn und packten seine Arme, daß er liegend sich nicht rühren konnte. Ein Ritter stellte sich mit ausgespreizten Beinen über ihn, schlug ihm das Visier in die Höhe, sah ihn mit wilden ergrimmtten Blicken an und zückte den Dolch nahe über seinem Auge.

Ich bin Herzog Ulrich, sprach er mit dumpfer Stimme. Weißt du, weshalb ich komme?

Johann starrte ihn an und schwieg.

Ulrich. Bereite dich, zu sterben, denn dein letzter Augenblick ist gekommen, hartherziger Bösewicht. Im nächsten Augenblick fährt dir mein Dolch durch dein gesundes Auge in dein verruchtes Hirn. Bete noch ein Paternoster.

*) Wusterwitz bei Haftiz, ap. h. a. Angelus, Annal. march. S. 83.

Johann. Es wird mir Wonne im Augenblick des Todes sein zu denken, daß eurem Bruder geschieht, wie ihr mir thut.

Ulrich zuckte zusammen. Berruchter Bösewicht, schrie er, hat sich deine Rache noch nicht gesättigt? Willst du mir den Bruder morden?

Johann. Ich sage, ihm wird gethan, wie ihr mir thut. Aber was schwätzt ihr lange? Memmen reden, Helden handeln. Macht eurer Henkerarbeit ein Ende, ich bin bereit!

Ulrich. Sage mir, wo ist mein Bruder? Lebt er noch?

Johann. Er lebt und ist in Bögow.

Ulrich. Wohl, ich will mich nicht übereilen und wie gerecht auch mein Zorn ist, doch nichts im Zorne beschließen. Hab' ich dich doch in meiner Gewalt und kann deinen Tod noch immer befehlen. Bindet ihn und bringt ihn in das Schloß Lychen. Ihm werde gethan, wie er Herzog Johann gethan hat. Werft ihn halbnackt in einen Turm und gebt ihm nichts als notdürftig Brot und Wasser.

Johann wurde gebunden und dann auf ein Pferd gesetzt. Johann von Hoppenrade, des Bischofs Hauptmann, war erschlagen, mit ihm viele Knechte, viele waren gefangen, die übrigen entflohen. Unter dem Jubelgeschrei des Volks ward er in Lychen eingebracht. Ein fester Turm nahm ihn auf, wie Ulrich befohlen hatte, und alle von diesem gegebenen Vorschriften wurden pünktlich befolgt*).

Die von dem Schlachtfelde entflohenen Knechte kehrten nach Plaue zurück, und von ihnen erfuhr Agnes das neue Unglück ihres Mannes. Sie sandte sogleich einen Knecht nach Coepenick an Dietrich von Quitzow mit der Meldung und der Aufforderung, für die Befreiung seines Bruders zu wirken, da er ja ebenfalls mit den mecklenburgischen Herzögen im Kriege lebe. Dietrich wohnte jetzt und zwar seit dem Frühjahre, wirklich in Coepenick und hatte sich bei Sobst ungemein in Gunst zu setzen gewußt.

Kaum aber war der Knecht aus Plaue abgegangen, so erhielt Agnes einen an ihren Mann gerichteten Absagebrief der früher mit Johann befreundeten Magdeburger Vasallen. Die entstandene Spannung war zu einem Freundschaftsbruche geworden, als sie erfuhren, Runo von Wolffen sei von Johann erschlagen worden. Während ihr Krieg mit Brandenburg fortbauerte, erklärten sie ihn jetzt zugleich Johann von Quitzow, ohne noch etwas von seiner Gefangenschaft zu wissen.

Agnes sandte sogleich einen zweiten Boten an Dietrich mit dieser Nachricht und ließ ihn bitten, auch hierin seines Bruders Sache zu führen. Dietrich erkannte sogleich, daß schnell eingeschritten werden mußte, denn Ulrich war weit entfernt von Plaue und schien nicht die Absicht zu

*) Wusterwiß bei Haftiz, ap. h. a. Angelus, Annal. march. S. 183.

haben, in das Land zu fallen, während die Magdeburger alle Tage vor Plaue rücken konnten. Er reiste daher sogleich in Begleitung einiger seiner Leute von Coepenick ab und begab sich zu seiner Schwägerin. Dort angekommen, erwiderte er den Abjagebrief der Magdeburger mit einem von seiner Seite und somit war der Krieg im Gange.

Bischof Henning von Bredow, welcher wegen der Schlappe bei Lychen sehr besorgt gewesen war, hatte eine große Freude, als Dietrich sich bereit erklärte, die Sache seines Bruders zu vertreten und zu führen, um so mehr, als ihm sein Hauptmann fehlte. Er übergab ihm sogleich die Führung seiner Mannschaft, und ließ zu dem neuen Zuge alles anbieten, was irgend Neigung hatte, den Krieg mitzumachen. Auch fanden sich eine große Menge Brandenburger bereit, mitzuziehen, denn man versprach sich unter Dietrichs Führung einen glücklichen Feldzug.

Heinrich Winter hatte seinen geistlichen Rock wieder angezogen und setzte seine frühere Lebensweise fort, so wenig sie ihn auch befriedigte, weil er immer mehr inne ward, daß er zum Geistlichen nicht geboren sei. Bischof Henning nahm sich seiner, so wie früher, auch jetzt noch an. Gewiß würde er mit seiner Unternehmung, den gefangenen Herzog zu befreien und gegen Johann von Duitzow zu handeln, sehr unzufrieden gewesen sein, um so mehr, je inniger er selber mit den Duitzows befreundet war. Allein das Geheimnis war gut bewahrt und man wußte in Brandenburg nicht, daß Heinrich Winter der arme Bäckergefell gewesen, der den Herzog entspringen ließ. Um sicher zu gehen, hatte darum Arnold Freisack auch den Wiener Bäckergefallen gleich nach Heinrichs Zurückkunft und ehe dieser ihn noch wieder gesehen hatte, gehen lassen. Kam die Sache an den Tag, so war Heinrich bei dem bestehenden Freundschaftsbündnis zwischen Brandenburg und den Duitzows nicht sicher, daß die Stadt ihn an letztere auf ihr Begehren auslieferte, denn er war noch nicht Geistlicher und die Vorrechte desselben konnten auf ihn für jetzt keine Anwendung finden. Bis jetzt wußte außer Freisacks Familie nur Erasmus um Winters Geheimnis.

Dennoch ließen sich Zufälle genug denken, durch welche es bekannt werden konnte. Er fühlte sich unsicher wie der Wanderer, wenn er fürchten muß, daß aus irgend einem Busche eine giftige Schlange auf ihn zuspringen könne. Dagegen so garnicht gesichert zu sein, nicht einmal der eigenen Wehrkraft vertrauen zu können, war ihm höchst peinlich. Es verdüsterte und störte sein ganzes Wesen, er kam sich wie umgewandelt vor. Er fühlte deutlich, daß er sich an einem Wendepunkt seines Lebens befand. Zu gewaltsam hatten die letzten Ereignisse auf sein Inneres gewirkt und die innersten Tiefen seines Herzens aufgewühlt, als daß sie spur- und bedeutungslos an ihm vorübergehen konnten. Wie hatte er den Herzog Ulrich beneidet, daß dieser dem Johann Duitzow mit dem

Schwerte gegenüber treten konnte, wie groß erschien ihm, daß dieser den Johann zwingen konnte, seinen Bruder frei zu geben, wie klein, daß er sich scheu vor ihm verbergen und verstecken mußte! Ohne ein Schwert ist der Mann nichts, rief er unwillkürlich, ein Schwert gehört in meine Hand! Gebt mir ein solches und mir wird leichter sein! Ich eile zum Bischof und hole mir die Erlaubnis, mit in den Krieg ziehen zu dürfen.

Der Bischof erteilte ihm diese gern und ohne eine Einrede. Auch Arnold Freisack hatte nichts dagegen, hatte er doch selber seine Söhne Johann und Siegismund dazu ausgerüstet. Heinrich schaffte sich die nötigen Schutz- und Trutzwaffen an und bewegte sich in dem neuen Elemente mit rüstiger Kraft.

Der Bischof selber wollte den Feldzug mitmachen, um die ihm durch seine Gefangenschaft zugefügte Schmach zu rächen, gegen welche er geistliche Waffen nicht anwenden konnte. Am 22. Oktober brachen die Brandenburger und Quitzowschen unter Führung Dietrichs und des Bischofs auf und zogen nach Golzow, um sich mit Wichart v. Rochow dem jüngern zu vereinigen. Der ältere Wichart v. Rochow, der Vater, war vor einigen Jahren gestorben. Die großen Besitzungen befanden sich daher jetzt in den Händen des jüngern Wichart, dessen Verhältnis zu Brandenburg noch dasselbe freundschaftliche war, wie zu den Zeiten seines Vaters. Er besaß ein lebhaftes, feuriges, für alles Große leicht entbrennendes Gemüt und einen festen, treuen Charakter, auf den man in Not und Tod bauen konnte und der ihn den Brandenburgern sehr wert machte.

Man erfuhr am folgenden Morgen, den 23. Oktober, am Montag nach den elftausend Jungfrauen*), daß die Feinde bei Ziesar ständen. Deshalb rückte man ihnen über Wollin und die Göritzer Mühle entgegen und fand die Magdeburger bei dem Dorfe Glienicke, eine Meile östlich von Ziesar, dessen Fluren wie alle dahinter belegenen, über welche sie gezogen, gänzlich verwüstet waren. Sie hatten sich hinter dem Glienicker Fließe aufgestellt, das von Steinberg an Glienicke fort nach der Buckau fließt.

Es war unangenehmes, windiges Wetter mit abwechselnden Regenschauern, denn auch dieser Herbst war, wie der Sommer naß und feucht. Auch thaten die Feldmäuse großen Schaden, sie hatten den Boden so stark unterwühlt, daß die Pferde der Reiter oft tief einsanken und Gefahr liefen, die Füße zu brechen.

*) Wusterwitz bei Haftiz, ap. h. a. Angelus, Ann. march. S. 184. (Nicht im Jahre 1409, wie Rathmann in seiner Gesch. von Magdeburg II. III. S. 22 erzählt; denn Wusterwitz sagt ausdrücklich, daß es geschehen, während Johann v. Quitzow noch gefangen saß.)

Der Feind hatte seinen rechten Flügel an das Dorf Glienicke, den linken gegen die Eulenmühle, einer Wassermühle an der Buckau, gelehnt und erwartete stehenden Fußes die Brandenburger. Es waren nicht bloß die Magdeburgischen Vasallen, sondern auch die Bürger der Stadt Magdeburg, welche zusammen ein starkes und ansehnliches Heer ausmachten, stärker als das ihm gegenüber stehende und die darum, sicher auf den Sieg rechnend, um so furchtloser ihren Feinden in die Augen sahen.

Trompeten und Trommeln gaben das Zeichen zum Angriff. Die Banner flatterten im Winde und klatschend schlug ein heftiger Regenschauer dagegen. Das kleine Fließ wurde hartnäckig vom Feinde verteidigt und es wollte lange nicht glücken, hinüber zu kommen. Endlich gelang es den immer erneuerten Angriffen der Brandenburger doch, den Feind, besonders seinen linken Flügel zurückzudrängen. Aber nicht weit ging er zurück, da faßte er wieder festen Fuß und stellte sich geordnet auf; abermals stürzten sich die Brandenburger auf ihn; die Reiterei brach in sein Fußvolk ein und das Gefecht wurde nun zum wildesten Handgemenge. Reiterei und Fußvolk, alles geriet durch einander und schlug auf einander los. Man focht auf beiden Seiten mit grimmiger Erbitterung. Schon bedeckten Tote und Verwundete den Boden und wurden von den Hufen der Pferde zertreten, ohne daß der Sieg sich auf die eine oder die andere Seite wenden wollte. Heinrich Winter steckte mit den beiden Freisacks mitten in diesem Schlachtgetümmel. Sie hatten sich das Wort gegeben, an einander zu halten, so viel als möglich und sich gegenseitig zu beschützen; allein sie waren aus einander gesprengt worden und hatten sich noch nicht wieder zu Gesicht bekommen können. Sich zu suchen, dazu blieb keine Zeit. Wie in der Fieberhitze schlug der Puls, das Blut kochte und in rasender Wut tobte ringsum der Schlachtlärm. Es war ein sinnverwirrendes Treiben und wer hineingerissen war, kämpfte fast unwillkürlich wie jemand, der ins Wasser fällt und sich festzuhalten strebt.

Die Magdeburger waren vorgeedrungen und drängten die Brandenburger nach dem Fließe. Schon hatte es den Anschein, als würden die Brandenburger wieder über den Bach zurückgeworfen werden. Dietrich suchte seine zerstreut kämpfenden Reiter wieder um seine Fahne zu sammeln, auch Wichart von Rochow that mit den seinigen dasselbe. Der Feind benutzte den Moment, um stärker vorzudringen. Da warfen sich die beiden Reiterhaufen auf die schwächsten Stellen des Feindes und richteten ein furchtbares Gemetzel an. Dietrich von Quitow stürzte ganz in der Nähe Heinrich Winters mit seinem Pferde. Schnell brach ein Magdeburgischer Bannerträger mit einem Haufen gewappneter Fußknechte sich Bahn nach dieser Stelle. Heinrich Winter stürzte sich auf den Bannerträger und rannte ihm sein Schwert unter den Harnisch in

den Leib. Er sank und Heinrich ergriff das Banner. Die Magdeburger schlugen auf ihn los, daß es dröhnte, aber die Brandenburger kamen ihm zu Hülfe, und es gelang Heinrich, durch wütendes Dreinschlagen das Banner den Fäusten wieder zu entreißen, die es bereits gepackt hatten. Die Brandenburger erhoben ein Freudengeschrei und er brachte es in Sicherheit. Dietrich hatte unterdessen Zeit gefunden, sein Pferd wieder zu besteigen. Das Ereignis hatte den Mut der zunächst Stehenden neu belebt und verbreitete sich rasch von Mund zu Mund, wie es andererseits den Mut der Magdeburger schwächte. Doch gaben sie sich noch nicht, denn entschieden war nichts und weiter tobte die Schlacht.

Die Brandenburger drängten wieder vor und die Magdeburger wichen, aber nur Schritt für Schritt. Auch der Bischof, vollständig gerüstet, befand sich im Schlachtgetümmel und war einer der thätigsten. Alle drei Heerführer spornten ihre Haufen an und gingen ihnen mit gutem Beispiele vor. Dietrich wie Wichart brachen sich überall Bahn, wo nur ihr Schwert hinreichte. Schon war das Schlachtfeld durch das mehrmalige Hin- und Herdrängen ungewöhnlich reich mit toten und verwundeten Menschen und Pferden bedeckt, da wandten endlich die Magdeburger den Rücken und flohen. Man setzte nach; sie hatten noch zwei Bäche zu passieren, welche ihrer Flucht zwar kein bedeutendes Hindernis entgegenstellten, bei deren Übergang sie aber doch noch eine Anzahl Gefangener verloren, welche bis dahin fast gar nicht gemacht waren. Als man endlich mit dem Verfolgen inne hielt, ergab sich, daß man über hundert gefangene Magdeburger hatte, welche man sofort nach Ziesar brachte und im Schlosse verwahrte, wo sie sich durch ansehnliche Summen lösen mußten*). Man durfte hoffen, jetzt eine Weile vor den Magdeburgern Ruhe zu haben, denn man hatte ihnen bedeutenden Schaden gethan. Unter großen Freudenbezeugungen zogen Dietrich und der Bischof mit ihren Leuten in Brandenburg ein. Alle hatten sich Kränze von Eichenlaub um ihre Helme geflochten. Winter hatte einen Ehrenplatz im Zuge erhalten und trug das von ihm eroberte Banner. Die Neustädter zogen mit den Ihrigen in die St. Katharinenkirche, wo ein feierliches Dankfest für den errungenen Sieg gefeiert wurde. Heinrich legte sein erobertes Banner auf den Altar nieder und empfing dafür von schöner Hand, nämlich von der Tochter des Bürgermeisters der Neustadt, einen goldenen Dank. Die Fahne aber ward in der St. Katharinenkirche an einer schicklichen Stelle aufgehängt, und hat noch Jahrhunderte lang spätem Nachkommen diese Waffenthat verkündigt. An

*) Wusterwitz bei Haftiz, ap. h. a. Angelus, Ann. march. S. 184.

diesem Tage, den 27. Oktober, wurde die Feindschaft der beiden Städte Brandenburg ausgeglichen und die Thore wurden wieder geöffnet*).

Dietrich brachte seine Schar wieder nach Plaue und konnte nun an seines Bruders Befreiung denken. Eine Fortsetzung des Krieges mit Mecklenburg war unter den obwaltenden Umständen nicht wohl thunlich; man konnte nur auf dem Wege der Unterhandlungen zum Ziele gelangen und Dietrich übernahm es, dieselben einzuleiten. Die Basis konnte natürlich nur eine gegenseitige Herausgabe der Gefangenen sein. Diese konnte Dietrich von Coepenick aus eben so gut betreiben, darum ging er dahin zurück.

*) Ebendas. a. a. D.